

Zeitschrift: Archiv für Thierheilkunde
Band: 10 (1842)
Heft: 3

Rubrik: Lesefrüchte aus der Journalistik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV.

Vesefrüchte aus der Journalistik.

a. Physiologie.

1.

Chevallier und D. Henry haben die Milch der Menschen und verschiedener Hausthiere untersucht, und folgendes sind die Resultate ihrer, diesen Gegenstand betreffenden Forschungen: Die Milch der Frauen hatte in 100 Theilen 12, die der Kühe und der Ziegen 13, die der Esel 8 Theile feste Bestandstoffe. In dem festen Rückstand der Frauenmilch betrug der Käsestoff $1\frac{1}{2}$, der Butter $3\frac{1}{2}$, der Milchzucker $6\frac{1}{2}$, die Salze $\frac{1}{2}$ Th. Die Milch der Kühe hatte feste Bestandtheile, $4\frac{1}{2}$ Theil Käsestoff, 3 Theile Butter, fast 5 Thl. Milchzucker und nur einen halben Theil Salze. Aus dem festen Rückstand der Ziegenmilch wurden 4 Thle. Käsestoff, $3\frac{1}{2}$ Butter, 5 Theile Milchzucker und ein halber Theil Salze erhalten. Der entwässerte Theil der Milch der Schafe lieferte $4\frac{1}{2}$ Theil Käse, 4 Thle. Butter, 5 Thle. Milchzucker und ebenfalls $\frac{1}{2}$ Thl. Salze. Der Rückstand der Eselsmilch zeigte nur 2 Thle. Käse, $\frac{1}{5}$ Butter, $\frac{1}{2}$ Salze, dann aber 6 Theile Milchzucker.

Die Nahrung der Thiere hatte nach den von Chevallier und Henry angestellten Versuchen mehr Einfluß auf das Quantum, als auf die Qualität der Milch; doch wurde diese, je nach der Nahrung, mehr und weniger reich an festen Bestandtheilen. Das Meersalz, und so auch das zweifach kohlensaure Natron, von milchgeben-

den Thieren genossen, wurden ziemlich reichlich in dieser gefunden und sie erhielt dadurch eine gewisse Alcalität. Das schwefelsaure Natrum zeigte sich erst dann, nachdem 3 bis 4 Unzen gegeben worden, in kleiner Menge in derselben; ganz so hatte es sich auch mit dem Jodkali verhalten und erst, nachdem man mehr als 3 Grammen (circa 1 Quentchen) desselben gegeben hatte, konnte man etwas davon in der Milch finden. Das salpetersaure Wismuth und Zinkhydrat, mit Honig verbunden gereicht, wurden in der Milch der Eselinnen angetroffen. Das Chinin, der Salpeter, das Schwefelkali und Natron und die Quecksilbersalze gingen nicht in die Milch über. Einige Eselinnen starben in Folge der Versuche mit Schwefelkali und Natron, und alle gemachten Versuche beeinträchtigten mehr und weniger die Gesundheit der hierzu benutzten Thiere *).

*) Ein J. L. Fuchs (Gurlts und Hertwigs Magazin, Bd. 7., Heft 2.) will durch seine Untersuchungen gefunden haben, daß das Blau- und Gelbwerden der Milch von Infusorien herrühre, die zur Gattung der Vibrio gehören und er möchte das Infussionsthierchen, das die blaue Farbe der Milch hervorruft Vibrio eyanogenus, und das, welches die gelbe Farbe derselben veranlaßt, Vibrio xanthogenus, genannt wissen. Das Infusorium vermehre sich ungemein rasch in der Milch, und nur einzelne derselben, die im Milchgeschirr, an dem Seittuch zurückbleiben, machen schnell eine bedeutende Masse Milch blau und es sei daher dasselbe einem fixen Contagium vergleichbar. Desehnen sei nothwendig, um von diesem Milchfehler frei zu werden, die Seittücher zu zerstören und die Milchgefäße mit Aetzkalilaugen auszuwaschen, und damit das Euter das Thiere, so wie auch die Hände der melkenden Personen zu reinigen.

2.

Dechamps in Avallon hat aus der Schleimhaut des Labs der Wiederkauer einen eigenthümlichen Stoff ausgezogen, den er Chymosine nennt und der mit Schwann's Pepsin große Aehnlichkeit hat, wo nicht ihm völlig gleich kommt. Eine Auflösung der Schleimhaut des Labmagens in Wasser, das in 100 Theilen 3 Theile Salzsäure enthält, heißt Dechamps Lab, und er erhält aus dieser Lösung das Chymosin, indem er diese mit Ammoniak bis zum Ueberschuß versetzt, den Niederschlag, der sich hierdurch bildet, von der Flüssigkeit trennt, ihn abwascht und trocknet. Das trockene Chymosin gleicht nach D. dem Gummi oder dem Emulsin; es ist im Wasser unlöslich, durch Zusatz von Säuren zu diesem löst es sich hingegen in ihm auf und läßt sich abermals durch Zusatz von Alkalien präcipitiren. Dieses geschieht auch durch Gerbestoff und aus der Jodsäure wird das Jod frei gemacht; es brennt mit Flamme und hinterläßt eine glänzende Kohle. Dechamps hält dafür, es sei das Chymosin das hauptsächlich wirksame Prinzip bei dem Verdauungsprozeß im Lab, von dessen Schleimhaut es abgesondert werde. Nicht die Säure, welche man in jenem finde, sondern dieser Stoff sei es, der die Milch zum Gerinnen bringe, denn auch nachdem die Säuren dem Chymosin entzogen worden, bewirke dieses die Gerinnung derselben, selbst wenn es ihr nur in kleiner Menge beigemischt werde. Dechamps bemerkt dann über den Vorgang im Lab Folgendes: Sobald das Thier Nahrung zu sich genommen hat, wird der Dauungsapparat aufgeregt, der Speichel vermischt sich in größerer Menge

mit derselben, und giebt ihr alkalische Eigenschaften. Nach beendigtem Kauen kommt diese in das Lab und erzeugt mit der freien Säure daselbst Kochsalz, welches als Reizmittel auf die Schleimhaut wirkt und die Sekretion des Chymosins vermehrt, das in der im Magensaft überflüssigen Säure aufgelöst bleibt, den Mageninhalt durchdringt, ihn unter Mitwirkung der Wärme, sowie der peristaltischen Bewegung und der übrigen Säfte auflöst, das heißt, in Chymus umwandelt, der nun den Pylorus durchdringt, sich im Zwölffingerdarm mit der Galle und dem pancreatischen Saft mischt, um diejenige Veränderung zu erfahren, die ihn fähig macht, von den Gefäßen als Chylus aufgenommen zu werden. Buchner bemerkt, Was man habe zur Darstellung des Pepsins die Schleimhaut des Schweinemagens gewählt, die er so lange und wiederholt mit Wasser ausziehen ließ, bis sie einen fauligen Geruch annahm. Aus dieser wässerigen Auflösung fällte er das Pepsin durch essigsaures Blei und zersetzte den erhaltenen Präcipitat durch Schwefelwasserstoff, der das Blei aus der Verbindung als Schwefelblei niederschlug. Die vom Niederschlag getrennte Flüssigkeit wurde zur Syrupsdicke abgedampft und hierauf mit absolutem Alkohol gemischt, der das Pepsin in Flocken aus der Auflösung niederschlug. Nach dem Austrocknen hatte dieses ein gelbes, dem Gummi ähnliches Ansehen, in Wasser war es leicht löslich (würde sich hierdurch ganz besonders von dem Chymosin unterscheiden) und es hatte die Auflösung auf das Eiweiß eine so ausgezeichnete, auflösende Kraft, daß ein Theil mit 60,000 Theilen Was-

fer verdünnt, geronnenes Eiweiß in wenigen Stunden vollkommen auflöste *). (Repertorium von Buchner, 2. Reihe, Bd. 22., Heft 2, Seite 175.)

3.

Alle Studien und Zeichnungen von Pferden sind ohne Ausnahme so gemacht, daß ein Vorderfuß auf der einen und ein Hinterfuß auf der anderen Seite zugleich aufgehoben ist. Dieses verdanken wir einer lächerlichen Theorie Buffons, daß der Schwerpunkt in der Diagonale zwischen den bezeichneten Gliedmaßen liege. Nichts kann besser in der Theorie, nichts widersinniger in der Anwendung sein. Wollte ein Pferd diese Bewegungsart versuchen, so müßte es entweder nur kleine Schritte machen, oder seinen Rücken zu einer converen Kurbel biegen. Die Nothwendigkeit, daß es durch die Verdrehung der Gelenke in einen ungeschickten Trab gerathen würde, gar nicht gerechnet. Die wirkliche Bewegung ist diese: Gesezt das Pferd geht an, nachdem es stillgestanden, so beginnt es mit dem Hinterfuß (etwa mit dem rechten), wenn dieser in der Luft schwebt, geht der rechte vordere in die Höhe und schwebt in der Luft, wenn der rechte hintere wieder den Boden berührt. Sowie der rechte Vorderfuß niederfällt, hebt sich der linke hintere und es entsteht dieselbe Bewegung auf der linken, wie auf der rechten Seite; so kann das Pferd ausgreifen, wie es

*) Es ist nicht zu zweifeln, sowohl das Pepsin als das Chymosin werden nicht unwichtige Arzneien, sowohl gegen Krankheiten der Menschen, als der Thiere abgeben.

denn wirklich thut. Der Trab ist schwer zu beschreiben. Gesezt ein Pferd kommt in den Trab, so hebt es den einen Hinterfuß schon, vor der vordere der entgegengesetzten Seite die Erde berührt und hier mag ich scheinbar mit dem oben Gesagten in Widerspruch gerathen, da zwei diagonale Füße sich zugleich bewegen; aber hier sind die Schritte viel kleiner und der Rücken wird dabei nicht gekrümmt. Die wirklichen Schritte sind immer weit im Trab, weil eben der ganze Körper schnell fortschreitet, aber der Schritt des Beines in Bezug auf die Schulter oder die Hüfte ist im Trabe kleiner als im Schritte. Das rechte Vorderbein hebt sich also in jenem nicht, wenn der rechte hintere, wie in diesem in der Luft schwebte, sondern kurz bevor diese den Boden berührt, wodurch ein Schall entsteht, wenn das hintere Eisen das vordere trifft. Wir kommen jetzt zum kurzen Galopp und wenn wir gesehen haben, daß sich der Trab vom Schritte ableiten läßt, so wird es sich ergeben, daß es sich mit dem kurzen Galopp nicht so verhält. Will das Thier mit den rechten Gliedmaßen galoppiren, so legt es sein Gewicht auf die beiden rechten Füße, und indem es die beiden linken vorstreckt, springt es mit den rechten ab. Fängt es den Galopp zuerst mit den linken Gliedmaßen an, so legt es das Gewicht auf diese und streckt die rechten vor; in beiden Fällen scheint aber die Bewegung der hinteren Füße etwas früher als die der vorderen statt zu finden. Wie absurd sind daher die Zeichnungen, welche den kurzen Galopp darstellen sollen, in welchem das Pferd auf den Hinterfüßen ruht und die vorderen in der Luft schweben. Nicht einmal in dem ei-

gentlichen Galopp ist dieses der Fall, obgleich es demselben schon näher kommt *).

b. Pathologie.

4.

Dr. Siber t sagt in seiner Abhandlung betitelt: Zur Genesis der rothen Ruhr und über deren Verhältniß zum Erysipelas, Bamberg 1839, S. 22.: „Ich forschte eifrig nach dem Genuß von Milch, welche von klauenfeuchenden Rühen genommen wäre; die Erfahrung darüber entsprach indeß meiner Vermuthung nicht, indem die allerwenigsten Ruhrkranken solche Milch genossen hatten; dagegen ist es bestimmt und vorzüglich auf dem Lande beobachtet worden, daß nach dem Genuß solcher kranker Milch um den Mund herum ein phlyktanöser, auch pustulöser Ausschlag und im Innern des Mundes Geschwüre entstanden. Ferner Leute, welche das pathische Sekret der kranken Thiere viel berührten, bekamen an den Berührungsstellen ein Erysipelas bulosum, so erging es auch dem hiesigen Veterinärarzte.“ Dann fährt er fort: Ich erinnere mich aus Schönlein's Vorlesungen folgender, beiläufig so lautender Worte, die viel Stoff zur Beobachtung geben: Das Scharlachfontagium

*) Ein abgekürzter Aufsatz über die Bewegungen der Pferde, in der Zeitschrift, der Marstall, in dem sich aber der Verfasser nicht klar genug über seine Ansichten ausspricht und es hat die Red. darum hier einige Notiz davon genommen, weil das Erscheinen derselben zeigt, daß man selbst über Sachen, die jedermann alltäglich zu sehen und zu untersuchen Gelegenheit hat, uneinig sein kann, und hat der Verfasser recht; daraus hervorgeht, wie man Jahrhunderte den alten Schlendrian zu gehen im Stande ist.

hat Aehnlichkeit mit einigen der Thiere, besonders dem von der Klauenseuche des Rindviehes. Das Verhältniß des Klauenseuchekontagiums ist wohl identisch mit dem zwischen Variola und Vaccine. Wenn man das Gift der Klauenseuche übertragen könnte und würde, so dürfte es vielleicht als ein Präservativ des Scharlachs gelten.

5.

Ein gewisser Operateur Kugler zieht abermals, wie dieses von anderen schon oft bis zum Unsinn geschehen ist, die Ansteckbarkeit der Hundswuth in Frage; indem er sagt: „Die Wuth ist eine, nur bei Wölfen, Füchsen, und hauptsächlich nur bei Hunden primär vorkommende eigenthümliche Krankheit, die nur bei diesen Thieren und auch da nicht mit apodiktischer Gewißheit sich fortpflanzt; nie aber durch andere Thiere und am wenigsten durch Menschen weiter verbreitet werden kann. Dann ferner, das Wuthgift ist in mancher Beziehung dem Schlangengifte ähnlich (worin hat der Verfasser anzugeben vergessen), der Hund sich selbst überlassen, wird nie wüthend. Das Anbinden des Hundes, Führen an Stricken; kurz der Mangel an Freiheit begünstigt die Wuth. Naturgemäße Pflege, am besten das gänzliche Ausrotten der Luxus Hunde (was würden die Damen dazu sagen) würde am meisten dazu beitragen, die Wuth zu verhüten. Ganz besonders bezweifelt Kugler die Möglichkeit der Uebertragung der Wuth durch den Biß und meint, es sollten Versuche hierüber angestellt werden, denn wenn seine Ansicht dadurch bestätigt würde, so würde man dann nicht so ängstlich gebissenen Hunden nachspüren, und es müßte für den Menschen sehr beruhigend sein, wenn er

wüßte, daß der Biß von einem wüthenden Hunde, ohne Folgen bleiben werde. Die Uebertragung auf Menschen und andere Thiergattungen, als die oben bezeichneten, wage er gerade weg zu läugnen. Er habe derlei Thiere, und zufällig sechs Menschen gesehen, die von einem wüthenden Hunde gebissen, an der Wasserscheu zu Grunde gingen und habe sich überzeugt, daß dieses keine Modifikation der primären Wuth, sondern eine ganz eigene Krankheit sei, nichts anderes als ein mit der höchsten Aufregung des Gangliensystems und der Halsnerven verbundener Starrkrampf*). (Med. Jahrbücher des k. k. österr. Staates, Bd. XXXI., Stück III., S. 384.)

6.

Dr. Pfanstiehl beschreibt den Typhus, welchen er bei 5 Stücken Rindvieh beobachtet haben will. Es zeichnete sich dieser durch große Stupidität, durch geröthete und trockene Schleimhäute aus. Die Sektion des zuerst erkrankten Stückes, das nun einzig zu Grunde ging, zeigte Erosionen an der Darmschleimhaut und lymphatische Ergießung im Gehirn und Rückenmark. Pfanstiehl gab nun, aus der Sektion das Dasein des Typhus erkennend, bei den folgenden Erkrankungsfällen das Calomel täglich zu drei Drachmen, das er nach 3 bis 4 Tage langem Gebrauche einen Tag aussetzen und dann mit einer halben Drachme Kampfer auf die Gabe fortge-

*) Hört ihr's! Die Wuth geht nicht auf Menschen und andere Thiere über; denn werden diese auf den Biß eines Wuthkranken Thieres krank und sterben, so ist es ja nur der Starrkrampf, und nicht Wasserscheu, an der sie gestorben sind. Anm. d. Red.

ben ließ. Alle 4 Stücke genasen und Pfanstiehl findet sich hierdurch bewogen, eine gewaltige Lobrede auf das Calomel in Beziehung auf seine Wirksamkeit beim Typhus zu halten*). (Zeitschrift für die ges. Thierheilkunde von Dieterich, Rebel und Bix, Bd. 7., Heft 4., S. 414.)

7.

Baumeister, Professor der Thierheilkunde in Stuttgart, beschreibt eine bei zwei Pferden und einem Fohlen vorgekommene Entzündung des Zellgewebes am obern Theile des Halses, an der beide Pferde zu Grunde gingen und nur das Fohlen gerettet wurde. Es hält Baumeister diese Krankheit der Pferde der, von mehreren württembergischen Aerzten im medizinischen Correspondenzblatte des württembergischen ärztlichen Vereines beschriebenen Krankheit der Menschen analog. (Repert. für die Thierheilkunde, Bd. II., Heft 1., S. 4.)

8.

Leyh, Unterlehrer an der Thierarzneischule in Stuttgart, beobachtete, schon am 6. Tage des Zusammenstehens eines gesunden Pferdes mit einem an dem Roze leidenden, die ersten Spuren des letzteren an jenem, woraus hervorgeht, daß die Ansteckung oft sehr leicht und bald erfolgt, und sich die Krankheit nach erfolgter Infektion oft rasch entwickle. (Daselbst S. 14.)

9.

Eiselen, Thierarzt in Sigmaringen beobachtete bei

*) Es dürfte hier doch gefragt werden, ob bei einer Behandlung ohne Calomel, vielleicht selbst, wenn man es ganz der Natur überlassen hätte, nicht eben so schnell Heilung erfolgt wäre. Anm. d. Red.

einem Hunde die blinden Hämorrhoiden. (Daselbst. Heft 2., S. 95.)

10.

Renault und Bouley injecirten einer Stute, welche das Hüftbein gebrochen hatte, übrigens ganz gesund war, eine Mischung von Eiter aus den Schweifwunden eines englisirten, und dergleichen aus der Haarfeilwunde eines hinkenden Pferdes mit Wasser vermischt und durch dichten Zeug filtrirt, etwa 3 Centilitres (circa ein großes Trinkglas voll) in die linke Halsvene.

Sogleich nach der Einsprizung wurde das Athmen sehr erschwert; die Nasenschleimhaut und Bindehaut der Augen stark geröthet; die Arterien und das Herz schlugen tumultarisch und 5 Minuten hernach entleerte das Thier eine große Menge Mist. Nach Abfluß einer halben Stunde waren aber alle diese krankhaften Erscheinungen verschwunden und das Pferd schien den 21. (Tag der Injektion) und 22. April vollkommen gesund. Den 23. trat ein heftiger Durchfall ein, die Schleimhaut der Nasen, die Bindehaut der Augen hatte eine gelbliche Farbe angenommen und die letzteren waren trübe. Die Lust zum Futter war gut, die Sinne stumpf, die Wärme um Nase und Maul erhöht, die ausgeathmete Luft heiß, aus der Nase floß eine zähe, gelbliche Flüssigkeit, die rechte hintere Gliedmaße war angeschwollen. Den 25. und 26. nahmen die Symptome zu; den 27. schwoll auch das Euter, die Anschwellung an der rechten Gliedmaße hatte sich vergrößert und auch die linke nahm Theil daran; der Ausfluß aus der Nase war stark mit Flocken von zitrongelber Farbe vermischt, das

Fieber heftig. Den 28. hatte sich die Geschwulst auch über den Bauch ausgedehnt, an der rechten hintern Gliedmaße hatten sich Pusteln, gleich denen beim Wurm gebildet. Der Ausfluß aus der Nase wurde stärker und zäher, die Schleimhaut schien aufgelockert, und war mit dunkelrothen Flecken besetzt; an der Scheidewand hatte sich eine linsenförmige Pustel mit weißer Spitze und rothem Hofe gebildet. Die Kehlgangsdrüsen waren angeschwollen, das Fieber dauerte mit gleicher Heftigkeit fort. Das Thier war sehr schwach.

Den 29. hatten sich in der Nase mehrere Pusteln gebildet, ein Theil war schon in Geschwüre übergegangen. Der Geruch der ausgeathmeten Luft war stinkend; um die Nase, Augen herum und auch an anderen Theilen des Körpers traten Geschwüre auf.

Den 1. Mai am 9. Tage der Krankheit ging das Pferd zu Grunde und die Sektionsergebnisse waren im Wesentlichen folgende: Die Schleimhaut war aufgelockert mit größern und kleinern Geschwüren, auch mit Knoten besetzt; ihre Farbe war an einigen Stellen gelb, an anderen dunkelroth. Die Nebelhöhlen waren von einer zitrongelben Flüssigkeit angefüllt, und ihre häutige Auskleidung stark injecirt. Die Lunge bot an ihrer Oberfläche eine große Menge kleiner Erhabenheiten dar, die aufgeschnitten eine verschiedene Beschaffenheit zeigten: die einen schienen durch ergossenes Blut gebildet zu sein, andere hatten eine röthlichte Peripherie und enthielten im Innern eine weiße, käsige Materie mit rothen Streifen durchzogen und noch andere waren erweicht und enthielten Eiter. Die Lymphdrüsen im Keh-

gang waren sehr gefäßreich, es hatte sich eine gelbliche Materie in ihr Gewebe ergossen. Die angeschwollenen Theile der Gliedmaßen u. durchdrang eine ähnliche Materie. Die Knoten der Haut enthielten eine dem Eiter gleiche Flüssigkeit.

Mit dem Ausfluß aus der Nase dieses Pferdes wurde den 28. April eine Stute mittelst 4 Einstichen um die Nase herum geimpft und diese den folgenden Tag nochmals mit derselben Materie bestrichen; den 12. Mai zeigten die geimpften Stellen Anschwellung und es erfolgten nach und nach alle Erscheinungen des acuten Roßes, auch die Sektion, welche am 14. Mai gemacht wurde, bestätigte diesen Zustand.

Die Injektion von Eiter bei einem Hunde soll ganz ähnliche Erscheinungen gezeigt haben, wie die sind, welche der Roß bei dem Menschen darbietet.

Die Experimentatoren sprechen aus, daß sie noch mehrere Versuche der Art gemacht, die gleiche Resultate dargeboten haben, und scheinen geneigt zu sein, den Schluß daraus zu ziehen, daß auch beim Menschen und bei anderen Thieren, außer dem Pferde, der Roß sich ursprünglich entwickeln könne, indem es hierzu nur des Ueberganges von Eiter in die Blutmasse bedürfe. (Arch. général de medecin 3e et nouvelle Série, Tom. VIII., Juillet 184., S. 337.)

Kangenbeck mischte 250 Gramen (circa 20 Loth) Blut, aus der Schenkelarterie eines Hundes genommen, mit 31 Gramen (etwa 10 Drachmen) Flüssigkeit aus einer Krebsgeschwulst des Uterus einer Frau, die 2 Stunden vorher ausgeschnitten worden, und spritzte diese Mi-

schung in die Femoralvene des Hundes, von welchem das Blut genommen war. Das beschwerliche Athmen, das nach der Einsprizung entstand, verlor sich bald, doch folgte darauf Fieber, das sich aber im Laufe von 8 Tagen gänzlich verlor, so daß der Hund, mit dem dieser Versuch angestellt wurde, ganz gesund schien, obgleich er, bei sehr reger Freßlust, abzumagern anfing. Zwei Monat nach der Einsprizung tödtete man ihn und fand in dem vordern Theil der Lunge drei harte, graue Geschwülste von der Größe einer Linse, die ganz den Krebsgeschwülsten der Lunge des Menschen gleich kamen. In dem mittleren Lappen war eine Geschwulst von der Größe einer Bohne von ähnlicher Beschaffenheit, die beim Durchschneiden eine harte, gleichförmige, blaulichte, mit rothen Punkten untermengte Masse zeigte. Bei der Untersuchung durch das Microscop fand man, daß sie mit festen, den Muskelfiebern ähnlichen Faden durchzogen war. In der Flüssigkeit, welche aus den kleinern Verhärtungen ausgepreßt wurde, fand man Kügelchen, die in ihrer Größe den Blutkügelchen glichen, und auch kleinere, zudem etwas fett. Nach Langenbeck sollen sich diese kleinen Geschwülste in Nichts von den ächten Krebsgeschwülsten der Menschen ausgezeichnet haben, als darin, daß sie stärkere Fasern und in der Mitte einen gelben Kern hatten.

c. Chirurgie und Geburtshülfe.

11.

Dr. Jules Guérin hat Versuche an Thieren über das Verhalten der Wunden unter der Haut angestellt, deren Resultate wir dem thierärztlichen Publikum nicht

vorenthalten dürfen. Derselbe legte bei einem Hunde durch einen langen Schnitt in die Haut des Rückens die hier liegenden Muskeln bloß und durchschnitt den langen Rücken- und den gemeinschaftlichen Rippenmuskel, nahm selbst ein Stück von diesen weg, und vereinigte nachher die Wunde, so daß die Luft keinen Zutritt zu den darunter liegenden Theilen haben konnte. Dieser Versuch war von gar keinen Folgen begleitet, denn außer einer beträchtlichen Ergießung unter die Haut, die schon nach zwei Tagen zu verschwinden begann und sich rasch zertheilte, traten keine Zufälle auf und weder Entzündung, noch Fieber kam hinzu. Sechs Wochen nach der Operation wurde der Hund getödtet, und die entfernte Muskelsubstanz durch eine zellicht fibreuse, rothe Masse ausgefüllt gefunden. Der Versuch wurde bei mehreren andern wiederholt und lieferte immer dasselbe Resultat. Bei einem Hunde durchschnitt Guérin den oberen Nackenbandmuskel (Trapezius), den Rückenschultermuskel (rhomboid) und den vorderen gezahnten Muskel theilweise bis auf die Knochen. Ein zweiter Schnitt wurde an den nämlichen Theilen der entgegengesetzten Seite etwa 3 Zoll tiefer angebracht. Dann wurden der lange Rückenmuskel und der gemeinschaftliche Rippenmuskel in der Gegend des dritten Lendenwirbels durchschnitten. Endlich wurden an den Schenkeln die Aus- und Einwärtszieher durchschnitten und damit hier desto weniger Luft in die Wunde gelange, die Haut in einiger Entfernung von dem Muskelschnitte geöffnet und der Schnitt mit einem nicht mehr als zwei Millemeter (circa 1 Linie) breiten Bistouri gemacht. An den Wunden

Stellen des Rückens trat keine beträchtliche Ergießung ein, wohl aber an denjenigen des Schenkels. Auch war der Hund an den hinteren Gliedmaßen gelähmt; jedoch kam weder Fieber noch Entzündung hinzu und nur kurze Zeit nach der Operation versagte der Hund das Futter. Den zweiten Tag nach dieser suchte er schon auf den wunden Gliedern zu stehen und nach Abfluß von 8 Tagen konnte derselbe wieder laufen.

Aus diesen und anderen ähnlichen Versuchen zieht nun Guerin folgende Schlüsse:

1) Wunden der Muskeln, Sehnen, Bänder, der kleinern Blutgefäße und Nerven heilen unmittelbar (ohne Eiterung) selbst wenn die Wundränder ziemlich weit von einander entfernt stehen.

2) Die einzige Bedingung hierzu ist die, daß keine Luft dazu gelange und das Mittel, diese abzuhalten, ist, eine kleine Oeffnung in die Haut zu machen, und wo möglich in einiger Entfernung von der Stelle, an der die betreffenden Theile durchschnitten werden müssen.

3) Die Abhaltung der Luft wirkt mechanisch, chemisch und vital; mechanisch indem der Mangel an Luft unter der Haut die Resorption und durch ihren Druck von Außen auch den Zusammenhang der Theile und die Zirkulation begünstigt; chemisch, indem die Bestandtheile des Blutes nicht durch dieselbe verändert werden können; dynamisch, indem eben deswegen dem Blute und den Enden der durchschnittenen Nerven und Gefäßen ihre vitalen Eigenschaften belassen werden.

4) Der Mechanismus der Organisation der Wunden unter der Haut ist derselbe, wie bei solchen, welche

durch die erste Vereingung heilen, auch zu dieser ist Abhaltung der Luft erforderlich, wenn sie Statt finden soll. (Gazette medical de Paris, Tom. 8. Samedi, Avril 1840.)

12.

Keller, Thierarzt in Pforzheim vereingt nach vorgenommener Kastration der Röhre nur die Haut durch 4 Hefte, ohne Muskeln und Bauchfell mit zu fassen. Die Wunde soll in 5 Tagen schon so weit vereingt sein, daß die Hefte herausgenommen werden können, und er beobachtet dieses Verfahren, weil er befürchtet, es würde das Mitheften der Bauchmuskeln und des Bauchfelles Entzündung dieser Theile begünstigen.

Thierarzt Keller schnitt, um einer Kuh, deren Muttermund verwachsen war, das Gebären möglich zu machen, den letztern vermittelst einem Kreuzschnitt ein, worauf die Geburt erfolgte, aber sehr schmerzhaft war.

Ein Pferd, das bei jedem Schritt mit der vordern Seite des Fesselgelenkes, wegen der Verkürzung der Beugesehnen, den Boden berührte, und das deswegen vorn am Fessel eine üble Wunde hatte, wurde von Daws vermittelst der Durchschneidung der beiden Beugesehnen, der des Kron- und Hufbeinbeugers, ungefähr in der Mitte des Schienbeins, vollständig geheilt.

13.

Lombes wendet gegen die Bauch- und Nabelbrüche folgendes Verfahren an: Die hiermit behafteten Fohlen, nachdem sie einige Tage zuvor sparsam gefüttert worden sind, werden geworfen, auf den Rücken gelegt, und nachdem die Gedärme, oder überhaupt der Inhalt des Bru-

ches zurückgebracht worden, wird die Haut über der Öffnung der Bauchwand in eine Falte zusammengefaßt, und quer durch diese zwei eiserne Drähte, so wie einen oder zwei der Länge nach durchgestochen, und dann zwischen diesen und der Bauchwand mit einem starken Band die Hautfalte unterbunden. Die Spitzen der Drähte werden nach diesem umgebogen, damit sich das Thier nicht daran verletzen könne. In dem unterbundenen Theile entstehe eine Entzündung; die Lücke, durch welche die Gedärme hindurchgedrungen, fülle sich mit Granulationen aus, in 10 bis 14 Tagen falle die Hautfalte mit sammt den Drähten ab, und es bilde sich neue Haut über die granulirte Fläche. Von 20 auf diese Weise operirten Fohlen will Lombö nur eines und zwar durch den Starrkrampf verloren haben.

14.

Thierarzt Röttger im Braunschweigischen gibt folgendes Verfahren zur Heilung der Hornspalten an: Die Spaltenränder werden mit einem scharfen Rinnmesser etwa $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll zu jeder Seite schräg nach der Spalte und bis $\frac{2}{3}$ der Spalte gegen den Sohlenrand hin, allmählig nachlassend, bis auf die Fleischwand verdünnt, ohne aber die natürliche Verbindung beider Wände in ihren Fleischblättchen gänzlich aufzuheben; dann macht derselbe oberhalb der Spalte einen, etwa 1 Zoll langen, zu beiden Seiten der letztern sich gleich weit erstreckenden Querschnitt, welchen er nach unten schräg auslaufen läßt, und der durch die ganze Hornwand reicht, und brennt diesen mit einem messerförmigen Eisen mäßig; schneidet etwa vorhandene Wucherungen der Fleischwand

weg, und stillt die Blutung durch das Glüheisen. Das Beschlag besteht bei Spalten an den Seitenwänden am besten in einem geschlossenen Eisen, wobei jedoch der kranke Theil der Hornwand so weit niedergeschnitten wird, daß er das Eisen nicht berührt. Bei Spalten an der Zehe sollen zwei Anzüge, mit einer Schraube versehen, wodurch sie etwas, jedoch nicht zu stark, angezogen werden, nützlich sein. Bei solchen Zehenspalten, die nicht bis zum Saume durchgehen, sollen zwei Anzüge an den Seiten des Hufes und einer an der Zehe genügen. Der Huf soll erst etwa nach Abfluß von 10 Tagen, nach der oben bezeichneten Operation, mit Leim und Wasser angefeuchtet werden, damit der durch das Brennen erregte Entzündungsprozeß keine Störung erleide.

15.

Ein Pferd, das sich (mit vollem Rechte) gegen das Eingießen eines sogenannten Kühltrankes mit Heftigkeit sträubte, brach durch dieses die kleinen Kieferbeine an den Zahnhöhlen der Hackenzähne entzwei. Bezirkssthierarzt Keller in Pforzheim, der hierzu gerufen wurde, wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er den gebrochenen Theil der kleinen Kieferbeine wegnahm, und die hierbei entstandene Blutung mit dem Glüheisen stillte. Damit das Pferd nichts in das Maul nehmen könne, und dadurch auf's Neue Blutung entstehe, wurde ihm ein Maulkorb angelegt, und die Wunde von Zeit zu Zeit mit einer Abkochung von Salbei, mit etwas Sauerhonig gemischt, angefeuchtet. Schon kurze Zeit nach der Operation verzehrte das Pferd das Grünfutter ohne Hinderniß, und nach 4 Tagen konnte dasselbe schon

wieder zu leichter Arbeit verwendet werden. (Repert. Bd. II., Heft 1., S. 23.)

d. Seuchen.

16.

Im Jahr 1836 herrschte in der preussischen Provinz Brandenburg die Influenza der Pferde in mäßiger Ausdehnung vorzüglich in den Monaten Jenner, Hornung, Mai und Juni; im Sommer erschien sie nur sporadisch, häufiger wieder im Spätherbst. Die wesentlichsten Erscheinungen waren: große Stumpfheit der Sinne, gelbliche Färbung der Schleimhäute, schnelles, kurzes Athmen mit festgestellten Brustwandungen, heiß ausgeathmete Luft, Schmerz beim Druck auf die letzteren, 80- bis 100 schlägiger Puls, Mangel an Lust zum Futter, besonders nach Körnern, fleingeballter, blaßgelber Koth. Oft war sie mit Lungen- oder Leberentzündung komplizirt, und hiernach die Erscheinungen modifizirt. Die Dauer betrug 10 bis 16 Tage; die Entscheidung in Genesung kam unter Abgang eines dunkelbraunen Mistes, trüben, braunen Urins und verstärkter Sekretion der Schleimhäute zu Stande. Der Aderlaß wirkte nur bei sehr gut genährten Thieren wohlthätig, bei andern wurde dadurch der Uebergang in Brustwassersucht, selbst der in Koth und Wurm begünstigt. Der Salomel erwies sich bei Complication mit Brustentzündung, in Gaben von zwei Drachmen 4 Mal in 24 Stunden, und der Brechweinstein, in derselben Gabe, bei Verbindung mit Leberentzündung wohlthätig.

Die Ursache suchte man in der feuchten, häufig wechselnden Witterung; doch beschuldigte man als solche in

einigen Fällen auch die Ansteckung, indem beobachtet wurde, daß wenn im Anfang des Ausbruches der Krankheit in einem Stalle die Kranken schnell von den noch gesunden Thieren gesondert wurden, dem Fortschreiten derselben Inhalt gethan wurde. Auf ähnliche Weise scheint in der Grafschaft Devonshire 1836 und 1837, dann auch im Spätjahr 1840, die Influenza geherrscht zu haben.

Im Mai und Juni 1840 herrschte die Influenza unter den Pferden in Paris gutartig und in ihrer milderer Gestalt, indem sie sich meist unter dem Eintreten von oedematösem Anschwellen der Gliedmaßen und einem gelinden Durchfall in Genesung entschied. Im Anfang der Krankheit wurde Ader gelassen, nachher die Darm-entleerung und die Hautausdünstung gefördert.

17.

Kreisthierarzt Hahn in Züllichau sah auf einem Gute unter einer Heerde von 400 Stück Mutterschafen die Staupe (Blutseuche, Milzbrand) dadurch entstehen, daß die Schäferknechte mehrere Nächte hindurch von den, in einem Schuppen aufbewahrten, theilweise dumpfen, überhaupt verdorbenen Roggengarben heimlicher Weise vorgelegt hatten. Die Krankheit trat so heftig auf, daß selten ein Thier länger als eine Viertelstunde krank war. In der Regel wurden die Thiere bei der Raufe, während sie Heu oder anderes Futter verzehrten, von Zittern und Taumeln befallen; dann traten heftige Zuckungen ein, worauf schnell der Tod erfolgte. (Sanitätsbericht der Provinz Brandenburg 1836.)

18.

Walch, kurhessischer Kreisthierarzt zu Gersfeld, be-

schreibt eine Kolik der Schweine, die er im November und December 1840 häufig zu beobachten Gelegenheit hatte. Es zeichnete sich diese durch Unruhe, Wühlen im Stroh, Scharren mit den Füßen und insbesondere dadurch aus, daß sie lieber Stroh als anderes Futter fraßen. Bei denjenigen Thieren, die an dieser Krankheit leidend getödtet wurden, fand man den Riesenfräßer in Menge, der in einigen Fällen die Schleimhaut des Darmes und selbst die übrigen Häute des Leptern durchfressen hatte. Diesen betrachtet Walch als die Ursache der Kolik und hält dafür, die nasse Weide, an der es den Schweinen im Jahr 1840 nicht gefehlt habe, müsse als das, die Entstehung dieser Würmer begünstigende Moment angesehen werden. In einigen Fällen wollte man das Uebel auf den Genuß von Pflaumenkernen verschwinden gesehen haben. (Zeitschrift für gesammte Thierheilkunde, Bd. 8, Heft 2, S. 149.)

19.

In dem schönen Thal von Bräy, an der Seine, sollen in den letzten 18 Jahren von 40,000 Melkkühen 2000 an der Lungenseuche zu Grunde gegangen sein. Professor Delafond wurde von der Regierung zur Untersuchung dieser Krankheit abgesandt, und fand, woran er Anfangs noch zweifelte, daß diese sich nicht bloß durch Lokalitätsverhältnisse, sondern durch ein Contagium erzeuge*).

20.

In einem großen Hühnerhof gingen viele gutgenährte

*) Langsam, sehr langsam, aber doch so allmählig, dringt auch über die Lungenseuche die wahre Ansicht durch, und das, was wir in der Schweiz schon lange wußten, schon lange behaupteten, fangen endlich deutsche und französische Pro-

junge Hühner zu Grunde. Die Krankheit zeichnete sich durch Husten, der fortwährend an Heftigkeit zunahm, aus. Die Sektion zeigte Fadenwürmer in der Luftröhre.

e. Arzneimittel und Gifte.

21.

Nach Cogswell brachte der Jodkohlenstoff (carbonicum jodatum) bei einem Dachshunde, der 5 Gran erhalten hatte, folgende Erscheinungen hervor: es verachtete dieser den ersten und zweiten Tag nachher das Futter, schien übrigens vollkommen gesund; am dritten Tage hingegen konnte er nicht mehr stehen, und machte Versuche zu kriechen; der Herzschlag war unregelmäßig, der Bauch eingezogen. Den vierten Tag lag das Thier ausgestreckt auf der Seite, seufzte bei jedem Athemzuge, bekam von Zeit zu Zeit Zuckungen, und starb in der Nacht hierauf. Die Sektion zeigte die Muskeln steif, die Lungen und Venenstämme stark mit Blut überfüllt. Die Schleimhaut des Magens war stark gerunzelt, die Spitzen der Kunzeln rosenroth, die Seiten von diesen hingegen mehr blaß, doch hier und dort mit dunkeln Stellen besetzt; die Gedärme waren stark zusammengezogen; übrigens wurden keine bemerkenswerthe Abweichungen von der Norm gefunden. Das Jod wurde im Blute, im Gehirn, dem Rückenmarke und in der Muskelsubstanz angetroffen.

22.

Nach Versuchen an der Thierarzneischule zu Charenton konnte nur durch mehr als einen Monat lang täglich fortgesetzte Einreibung von 2 Quentchen Quecksilber-

fessoren an zu glauben, und Delafond muß nur noch einen tüchtigen Sprung machen, so hat er das Wahre gefunden.

salbe der Tod bei Pferden herbeigeführt werden; hingegen ergab sich, daß durch den andauernden Gebrauch derselben während mehreren Tagen, täglich zu 1 bis 2 Unzen, die Sekretion der Geschwürflächen vermindert, bei Sättigung des Körpers selbst ganz aufgehoben wurde, allein, daß dann auch Noß darauf erfolgte.

Zwei Pferde, denen man zwei Tage nach einander nüchtern jedesmal 120 Gramen (circa 6 Drachmen, 4 Unzen) Brechweinstein gereicht hatte, starben am dritten Tage. Die Sektion zeigte einen Pockenaußschlag auf der Schleimhaut des Darungskanals und Entzündung der Lunge und des Brustfelles. Andere Pferde ertrugen weit aus mehr von diesem Mittel, selbst bis zu 1500 Gramen (circa 3 $\frac{1}{2}$ und 11 Unzen), wenn nach und nach mit der Gabe gestiegen wurde.

23.

Böhringer, Oberamtssthierarzt in Reutlingen, beobachtete bei einer Kuh und bei einem Schoßhündchen Vergiftung mit Phosphor. Ein Viehbesitzer legte Abends die Hälfte eines Pfannenkuchens, der mit einem Teig aus 2 Loth Mehl und 20 Gran Phosphor bestrichen war (ein Gemisch, das in seiner Gegend häufig als Maus- und Rattengift benutzt wird), in seinen Stall. Des darauf folgenden Morgens war nichts mehr von demselben vorhanden, und eine junge Kuh hatte sich vom Stricke losgemacht. 24 Stunden hierauf, als Böhringer diese untersuchte, fand er alle Erscheinungen eines heftigen Fiebers. Die antiphlogistischen und einhüllenden Mittel, welche gereicht wurden, fruchteten nichts; das Fieber steigerte sich, und es trat Reiz zum Brechen und

wirkliches Erbrechen ein. B. hatte nicht Gelegenheit, der Sektion der Kuh beizuwohnen, erfuhr aber, daß die Schleimhaut der Mägen und des Darmkanales stark entzündet waren.

Ein Schosshündchen hatte von einem ähnlichen Kuchen so viel verzehrt, daß es etwa 3 bis 4 Gran Phosphor bekommen haben mochte, und wurde hierauf von Erbrechen und Durchfall ergriffen, die mit Fieber vergesellschaftet waren. Mandelöhl mit Opium gereicht, schienen hier die Zufälle zu mindern, und das Thier genas, nachdem die Krankheit etwa 4 Tage gedauert hatte. (Repert. Bd. 2., Heft 3, S. 321.)

f. Thierzucht.

24.

Rasthofer hat in Beziehung auf die Zucht und Kreuzung der Ziegen vielfache Versuche angestellt, die zeigen, daß die asiatischen Ziegen, so wie auch die Bastarde von diesen und den einheimischen, bald nach dem Zickeln mehr Milch als die letztern geben; daß aber bei diesen die Milch etwa zwei Monate lang in der Zunahme begriffen ist, während bei den asiatischen und den Bastarden (bei diesen zwar etwas weniger) bald nach dem Gebären die Milch anfängt abzunehmen, so daß der Milchertrag bei den letzteren weitaus geringer sei, als bei den einheimischen Ziegen, und es könne der Flaum, den die asiatischen Ziegen liefern, der etwa in einem halben \mathcal{L} jährlich bestehe, auch wenn der Preis desselben von 26 franz. Franken das \mathcal{L} nicht falle, den Minderertrag der Milch nicht ersetzen, am wenigsten der armen Bevölkerung in den Gebirgen. Rasthofer bemerkt

nun ferner: „Da die Hoffnung auf genügenden Milch-ertrag der angorischen Ziege fehlschlug, so war mir alles daran gelegen; eine Metisart durch Kreuzung hervorzu-bringen, die eine kostbare Wolle und reichliche Milcher-zeugung darbiete“, und da nach seinen Beobachtungen einheimische Ziegen, die den Winter über auf der Weide gelassen werden, so wie die, welche kalte Aufenthalts-orte haben, sich einigermaßen mit Flaum bedecken, und schwarze Ziegen mehr zur Erzeugung des letztern geneigt sind, als Ziegen mit andern Hautfarben, obgleich sie nicht weniger Milch geben; so glaubte Rasthofer, es würden sich Versuche, in welchen diese Momente be-rücksichtigt würden, der Mühe lohnen. Die, welche er angestellt hat, geben indeß folgende Resultate: Die Metismütter der ersten Vermischung geben schon fühlbar weniger Milch, als die Mütter, von welchen sie abstam-men, die von der zweiten Abstammung noch weniger, und noch weniger die von der dritten; jedoch geben diese mehr und längere Zeit Milch als die asiatischen Ziegen. Ferner ergibt sich in Folge der Kreuzung eine Verklei-nerung unserer einheimischen Ziege; denn obgleich Rast-hofer von der großen Sanen- und Wallisziege zur Kreu-zung nahm, so zeigten sich doch die erzeugten Bastarde kleiner als die einheimische Ziege. Die Bastarde geben nicht so viel Flaum als die asiatische Ziegenrasse. Der Weidegang im Winter, zur Zeit als dieses angehen konnte, das Halten auf einer mit guten Alpenkräutern reich besetzten Weide, waren ohne allen Erfolg.

Diese mißlungenen Versuche machen daher Rasthofer mit Recht mißtrauisch gegen die Angaben des Herrn

Polonceau, nach welchen vermittelst der Kreuzung der asiatischen Ziegen und der einheimischen Metzigen erhalten worden wären, die durch einen sehr reichlichen Flaumertrag den Minderertrag der Milch vollkommen ersetzen, und er bemerkt, es erfordere die Behutsamkeit, solchen Berichten nicht unbedingt Glauben beizumessen. „Gewiß ist“, sagt er am Schlusse seiner Abhandlung, „daß die Veredlung unserer Ziegenarten durch Kreuzung, die ihre Erzeugnisse vermehren, und diesen einen höhern Werth geben würden, von großer Wichtigkeit für die Schweiz werden könnte. Die Ziege ist die Säugamme unserer Armen; nicht diese Armen aber werden je solche Veredlungsversuche vornehmen, und die Reichen, die bisher dieses nützliche Thier aus Selbstsucht oder Unwissenheit verachtet oder verwünscht haben, sind selten geneigt, so kostbare Versuche anzustellen, deren Resultat höchst ungewiß wäre, und bei günstigem Erfolge nicht zunächst ihnen dienen würde. Zwei Versuche blieben noch anzustellen übrig, der eine wäre der, durch Kreuzung der Ziegen asiatischer Abkunft mit einheimischen Böcken, der andere der, durch mechanischen Reiz (sehr fleißiges Ausmelken) die Thätigkeit der Euter zu erhöhen.“ Sehr interessant sind die Versuche, welche Kasthofer über die Kreuzung der einheimischen Ziege mit dem Steinbocke machte. Die weiblichen Thiere, welche dadurch erzeugt wurden, zeigten Anlage zur Flaumerzeugung, und ihr Milchertrag war nicht fühlbar geringer; ihr Naturell war auffallend lebhafter, wilder, ihr Hang zum Klettern zeichnete sie vor andern Ziegen aus. Die Verbastardirung mit asiatischen gab indeß kein anderes Resultat.

tat, als das oben bezeichnete. Von einer vom Steinbocke trächtigen Ziege fiel ein männliches und ein weibliches Junges; das erstere hatte Farbe, Gestalt und Lebhaftigkeit des Vaters, und machte schon den Tag nach der Geburt die kühnsten Sprünge. (Bernersche Vierteljahresschrift, Heft 2., 1839, S. 3.)

g. Psychologie.

25.

In dem Journal, bezeichnet der Marstall, wird folgende Geschichte, betitelt: das unbändige ostindische Roß, erzählt. Ich bemerkte in der Entfernung eine Bewegung, und gab mir Mühe, zu unterscheiden, was es sei, vermochte aber nichts zu sehen, als eine silberweiße Wolke, die sich im schimmernden Kreise erhob, und einen von Zeit zu Zeit erkennbaren dunkeln Gegenstand. Ich saß auf und sprengte hinzu. Im Näherkommen sah ich ein Pferd, das unaufhaltsam in der Runde lief, und durch die Staubwolke hindurch, daß des Pferdes Springen und Ausschlagen immer heftiger wurde, und ganz nahe herangekommen, stieg mein Erstaunen aufs Höchste, als mich eine Stimme anrief, und ich einen Mann in Reiteruniform, halb mit Staub bedeckt, liegen sah, dessen geschorner Scheitel, Stirn und Gesicht von Schweiß und Blut triefen. Ich rief ihm zu: Was gibts hier? da rannte das Pferd auf mich zu; seine großen Augen und erweiterten Nüstern waren dunkelroth; sein Blut drang aus mehreren Hieben am Kopf, Hals und an den Flanken, das sich dem weißen Schaume, der das schwarze Fell überzog, beimischte. Mit aufgestruppter Mähne, hochgehobenem Schweife und offenem Maule kam es mir

bis auf einige Schritte nahe. Ich hielt und zog meinen Säbel; da wandte es sich rasch um, lief in schneller Bewegung in immer engeren Kreisen, und schlug mit den Hinterfüßen nach dem am Boden liegenden Soldaten aus, dessen Schwert ihn nur schwach vertheidigte, indem das Pferd mit Gewandtheit und Schnelle der Verwundung zu entgehen suchte. Der Sattel mit der Holzer lag neben dem Menschen auf dem Boden, und gewährte ihm etwas Schutz. Da es dem Thier nicht gelang, denselben im Ausschlagen zu treffen, so warf es sich kurz auf den Hintertheil, und sprang mit furchtbarer Wildheit auf ihn zu, schlug mit den aufgehobenen vordern Gliedmaßen auf ihn ein und versuchte, ihm sogar mit den Zähnen beizukommen. Ich sprang heran, und bemühte mich, zwischen beide zu kommen; das war aber nicht leicht, denn das Pferd richtete keinen Angriff auf mich, sondern es bemühte sich vielmehr, meiner Einmischung auszuweichen. Ich rief ihm zu, und versuchte es abzuleiten; auch entfernte es sich etwa hundert Schritte, aber zweimal erneuerte es seinen Angriff, während ich abgestiegen war, um dem anscheinend ganz erschöpften Menschen Hülfe zu leisten. Indes war auch das Thier in Folge des Blutverlustes und der Anstrengung müde, und zeigte weniger List bei seinen Angriffen, so daß es mir nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang, ihm die Sehnen einer Gliedmaße zu durchschneiden, worauf es laut aufheulte, und mit schwankender Bewegung fortzurennen suchte, dabei aber oft umfiel. Ich verfolgte es, und brachte ihm mehrere Hiebe bei, bis es endlich zu Boden sank, um nicht wieder aufzustehen. Nun kehrte

ich zurück zu dem Menschen, der in einem nicht viel bessern Zustande als das Pferd zu sein schien. Alles, was ich auf meine Anrede verstehen konnte, war, Wasser! Wasser! aber ich hatte keines, auch war kein solches in der Nähe. Ich wischte die mit Sand und Blut verunreinigten Mund und Nase ab. Halb durch Zeichen, halb durch Worte, gab er mir zu verstehen, seine Sattelholfter zu öffnen; das that ich, und fand des alten Fallstaffs Stellvertreter des Pistols, eine Flasche Arack; davon gab ich ihm etwas zu trinken, wusch seinen Kopf und Gesicht damit, und lud ihn ein, aufzustehen, und mein Pferd zu besteigen. „Nein, sagte er, ich habe heute genug von Pferden!“ Wollt ihr gehen? Wie könnte ich, erwiederte er, mein Bein und der linke Arm sind gebrochen, sonst hätten sie mich nicht hier, meinem Vieh unterliegend gefunden. Das nächste Dorf war Düngerin; ich ritt dahin, um einen Palankin zu erpressen, und kehrte mit diesem zu dem Soldaten zurück. Er litt viel Schmerz, war aber ruhiger, und erzählte mir nun, das Pferd gehöre dem Obersten des Regiments, es sei um hohen Preis von einem Araber erstanden, war Anfangs ruhig; wurde aber später so böshaft, daß es Niemand reiten konnte. Ich unternahm es, den Gaul zu bändigen, oder zu tödten. Ich that mein Bestes, aber vergebens suchte ich seinen Starrsinn zu bezwingen. Entzog ich ihm das Futter, so war er nur um so wüthender, und er lauerte mit bewundernswürdiger List auf jede Gelegenheit, mich zu beißen, und so oft ich ihn ritt, versuchte er alle möglichen Kunstgriffe, um mich abzuwerfen, und heute ist es ihm gelungen,

indem er durch die gewaltsamsten Sätze und durch Hintenaus schlagen den Sattel hintenwärts herab arbeitete, und dann in vollem Laufe rennend mich auf den Grund setzte. Wie er mich angriff, davon sind sie Zeuge gewesen; mit großer Schwierigkeit konnte ich den Degen ziehen; aber durch die Verwundungen, welche ich ihm beibrachte, wurde das Unthier nur noch wilder. Ich war mehr durch sein Aussehen erschreckt, als durch etwas Anderes. Ich glaube, es war der Teufel selber.“
